
Politische Ökonomie des antiken Griechenland

Rezension von: Armin Eich, Die politische Ökonomie des antiken Griechenland (6. - 3. Jahrhundert v. Chr.), Böhlau Verlag, Köln-Weimar-Wien 2005, 659 Seiten, € 69,90.

Ein Merkmal dieser Habilitationsschrift, welche von der philosophischen Fakultät der Universität Passau angenommen wurde, ist die breite Anlage. Das ergibt sich zunächst aus dem Umfang, dann aus der intensiven Ausschöpfung von Literatur und Quellen, aber auch aus der Methodik. Der Autor beginnt die Arbeit mit einer „Ideengeschichte“, in deren Rahmen er sich mit den historischen Beiträgen zur Wirtschaft des antiken Griechenland auseinandersetzt. Er präsentiert nicht nur ausführlich die Hypothesen der Autoren, sondern setzt sich eingehend mit ihnen auseinander.

Die klassischen Konzeptionen

So kritisiert Eich zunächst die idealtypische Methodik Webers, speziell am Beispiel der Städte, nämlich die Unterscheidung von „Konsumenten-“, „Produzenten-“ und „Händlerstadt“, welche sich für die antiken griechischen Städte als zu eng erweise. Ebenso wenig akzeptiert er Webers Beurteilung der damaligen Geldfunktion, wonach diesem die kalkulatorische Potenz gefehlt habe. Ähnliches gilt für Polanyis Einschätzung der antiken Wirtschaft als eine stereotypisierte Tauschökonomie ohne interdependente Märkte und gewinnorientierte Akteure, eine Auffassung, welche durch die Quellen nicht gedeckt sei.

Finley gehe in seiner Beurteilung der „primitiven“ antiken Wirtschaft gleichfalls vom Fehlen rational-kapitalistischer Wirtschaftssubjekte und überregional integrierter Märkte sowie der Dominanz nichtökonomischer Werte aus. Es habe auch kein eigenes gesellschaftliches Subsystem „Ökonomie“ existiert. Nach Auffassung des Autors resultiert dieses Urteil aus einer unzutreffenden Einschätzung der modernen Gesellschaft, weil auch dort häufig ökonomisch-rationale mit anders bestimmten Handlungen verschränkt seien. Grundsätzlich aber ergäbe sich die Einschätzung als „primitiv“ aus der Bezugnahme auf die moderne Ökonomie, wogegen die antike Wirtschaft als genuines historisches Objekt zu behandeln sei.

Überdies wäre auch der dynamische Aspekt der antiken griechischen Ökonomie im Auge zu behalten, der sich beispielsweise im Prozess der Monetarisierung niederschlug. Dennoch bleibe der Ansatz insofern verdienstvoll, als er versuche, die Veränderungen in diesem System im Vergleich mit den Bewegungsgesetzen der modernen Ökonomie herauszuarbeiten.

Sehr intensiv setzt sich Eich mit den einschlägigen Hypothesen Marx' auseinander. Nach einer allgemeinen Diskussion über die Relevanz der Marx'schen Methodik präsentiert der Autor dann die spezifische marxistische Analyse der antiken griechischen Ökonomie. Danach sei diese prinzipiell eine Subsistenzwirtschaft gewesen, in welcher jedoch Reichtum durch Akkumulation von Anbauflächen erreicht werden konnte. Die Arbeit in den Latifundien wäre von Sklaven verrichtet worden, welche sozusagen konstantes Kapital darstellten. In diesem starren System seien nur erratische Überschüsse entstanden, welche an die

Händler übertragen wurden. Diese strebten zwar auch Geldreichtum an, aber nur um diesen entweder zu thesaurieren oder demonstrativ zu konsumieren. Nirgendwo in dieser Kette sei der Anreiz zur Investition entstanden, welche einen dynamischen GeldWare-Geldprozess in Gang gesetzt hätte. Die entscheidende Schranke wäre in der Sklavenarbeit gelegen, da nur durch Unselbstständige Mehrwert anfallen könne, andererseits durch die Löhne eine permanente Nachfrage nach Gütern der Produzenten gegeben sei.

Eichs Einwände gegen dieses Konzept konzentrieren sich abermals darauf, dass die Annahme einer nichtmonetären Subsistenzwirtschaft, in deren Nischen nur marginale Händler tätig würden, nicht zutreffe.

Letztlich zitiert der Autor Silver, der die Auffassung vertritt, dass in der antiken Wirtschaft sehr wohl die rationale Entscheidung eine Rolle gespielt habe und dass viele auf den ersten Blick irrational scheinende Entscheidungen bei eingehender Analyse in dem Sinne als durchaus rational eingeschätzt werden können, da sie darauf hinzielten, die Transaktionskosten zu senken.

Mit Erstaunen registriert man die Tatsache, dass Eich in seiner Übersicht den für die moderne wirtschaftsgeschichtliche Forschung bedeutendsten Ökonomen, den Nobelpreisträger Douglass C. North, mit keinem Wort erwähnt. In der von ihm maßgeblich beeinflussten Neuen Institutionenökonomie (NIE) spielen zwar die Transaktionskosten auch eine Rolle, aber vor allem im Zusammenhang mit den Institutionen, also den Regeln, welche das menschliche Verhalten bestimmen. Und die Gesamtheit dieser Regeln, also die Institutionenstruktur – die Kultur – einer Gesellschaft, cha-

rakterisiert das Entwicklungsniveau und die Entwicklungsmöglichkeiten ihrer Wirtschaft. Eine Theorie, für die man Ansätze unter anderem auch bei Marx und Max Weber findet.

Eine monetäre Agrarökonomie

Im empirischen Teil präsentiert Eich die reiche Güterpalette, die von der antiken griechischen Wirtschaft produziert und gehandelt wurde, die weit über jene einer Subsistenzwirtschaft hinausging. Der Gütertausch entwickelte sich vom lokalen Handel allmählich zum intraregionalen Austausch, der sich oft in machtpolitisch determinierten Räumen vollzog, wie etwa im Rahmen des attisch-delischen Seebundes. Er vollzog sich mit stark fluktuierenden Preisen, die sich aus den Bedingungen dieser Wirtschaft ergaben: schwach interdependente Märkte, häufige exogene Einflüsse sowie unsichere Handelsverbindungen.

In diesem Zusammenhang präsentiert der Autor eine Fülle von Daten über Preise, Löhne und sonstige Einkommen, die ein recht umfassendes Bild über die Lebensbedingungen der antiken griechischen Wirtschaft vermitteln. Selbstverständlich versuchte der Staat wiederholt, Preise – mit mehr oder weniger Erfolg – zu regulieren.

Physische Arbeit oblag in erster Linie Sklaven. Eich unterscheidet zwischen den „Kaufsklaven“, welche die überwiegende Mehrheit der Arbeitskräfte bildeten, und „helotisierten Bevölkerungsgruppen“ – diese meistens der Ureinwohnerschaft entstammend. Unterlagen Erstere praktisch dem Sachenrecht, waren Letztere verhalten, einen bestimmten Ernteertrag zu leisten. Das darüber hinausgehende Produkt stand ihnen zur Verfügung. In Einzelfällen existierten ähnliche Lö-

sungen auch für Kaufsklaven. Handwerksarbeit verrichteten neben den Sklaven Angehörige der Unterschicht, zumeist Personen ohne Bürgerrecht. Freie unselbstständig Erwerbstätige existierten, sieht man von Söldnern ab, praktisch nicht. Freilich gab es Tagelöhner, die unregelmäßig arbeiteten und ihre Tätigkeit zumeist als Ergänzung einer unzureichenden Landwirtschaft betrachteten – man muss diesem Arbeitsverhältnis wohl den Charakter eines Werkvertrags zuschreiben. Erwerbsarbeit wurde in der griechischen Gesellschaft insbesondere als eines Angehörigen der Oberschicht unwürdig betrachtet, da es die Möglichkeiten für geistige sowie politische und militärische Betätigung beschränkte.

In diesem Zusammenhang verdient das Kapitel über „Unternehmer und Kapitalgeber“ besondere Aufmerksamkeit. Durch penible Auswertung der Quellen gelangt Eich zu dem Ergebnis, dass die Latifundien durchaus ertragsorientiert verwaltet wurden und sich spätestens im 4. Jahrhundert eine primitive Buchführung entwickelt hatte. Eine zentrale Rolle kam in der griechischen Wirtschaft dem Kredit zu. Dieser wurde überwiegend von den reichen Stadtbürgern und Latifundienbesitzern an Unternehmer gewährt, ohne dass jene immer öffentlich als solche auftraten. Solche Kredite spielten im Seehandel eine große Rolle, aber auch für den Betrieb von Bergwerken sowie für die Pacht von Grund und Boden. Dieses Phänomen entspricht durchaus auch den Verhaltensweisen der Latifundienbesitzer im Römischen Reich.¹

Zentrale Bedeutung kommt hier auch dem Umstand zu, dass im kommerziellen Leben bereits Banken eine Rolle spielten. Mehrere Studien ergaben, dass sich diese keineswegs nur

auf das Wechseln und Aufbewahren von Geld beschränkten, sondern einen Teil der Depositen auch als Kredite weitergaben. Freilich geschah das nur in Münzform. Die Banker gehörten durchwegs der unteren Gesellschaftsschicht an – Metöken und Freigelassenen.

Geld kam in der griechischen Wirtschaft schon im 6. Jahrhundert vor Christus in Gebrauch und führte allmählich zu einer durchgehend monetarisierten Gesellschaft. Die Entwicklung erfasste nicht nur den kommerziellen Bereich, sondern ebenso den staatlichen, vor allem den militärischen. Die Kriegskosten verschlangen den Löwenanteil der öffentlichen Ausgaben. Zwar hatten die reichen Bürger für den Bau, die Ausrüstung und den Betrieb der Kriegsschiffe aufzukommen, aber es fielen Soldzahlungen an Kombattanten, Ruderer und Seeleute an.

Was Eich nicht explizit behandelt, sich aber aus seinen umfangreichen Zitationen in anderem Zusammenhang ergibt, ist das außerordentlich hoch entwickelte griechische Rechtssystem. Diesen Darlegungen ist zu entnehmen, dass wohl definierte Eigentumsrechte, ein differenziertes Zivilrecht wie auch funktionierende Gerichte existierten, welchen im kommerziellen Bereich große Bedeutung zukam.

Struktur und historische Funktion der griechischen Wirtschaft

Zweifelloos vermittelt die Arbeit Eichs eine Reihe interessanter und neuer Einsichten. Verdienstvoll scheint die Präsentation des umfangreichen Materials über das Ausmaß, in dem die antike griechische Wirtschaft monetarisiert war – der Autor prägt hier den zutreffenden Ausdruck einer „monetarisierten agrikulturellen Ökonomie“.

Noch bedeutsamer erweist sich die Erkenntnis des ökonomisch rationalen Verhaltens der grundbesitzenden Oberschicht, die auf Ertragsmaximierung gerichtete Verwaltung der Latifundien auch schon auf Basis einer rudimentären Buchführung und das verbreitete Engagement als Kreditgeber. Ebenso verdient die Existenz von Banken hervorgehoben zu werden, welche die Depositen als Kredite weitergaben. Gleichmaßen relevant erweist sich das relativ hoch entwickelte Rechtswesen. Alles in Allem wird man sagen können, dass die antike griechische Wirtschaft in ihrem Entwicklungsniveau viel näher an der römischen war, als das bisher angenommen wurde. Damit dürften die Ansätze der „Primitivismustheorien“ tatsächlich in Schwierigkeiten geraten, und die Auffassung Finleys, der antiken Welt sei jedes rationale, ökonomische Denken fremd geblieben, erweist sich in diesem Sinn als unzutreffend.

Doch gerade in diesem Zusammenhang bleibt der Leser unbefriedigt. Nach der breiten theoretischen Einleitung hätte er nun eine zusammenfassende Bewertung der antiken griechischen Wirtschaft erwartet, ihre Einordnung in die sozioökonomische Entwicklung Europas, Antwort auf die Frage, wieso es hier nicht zur Ausformung einer kapitalistischen Wirtschaft kommen konnte. Tatsächlich bricht die sehr umfangreiche Studie relativ abrupt ab.

Und hier fällt wohl die Unkenntnis sowohl der Neuen Institutionentheorie wie jene der Autoren, die in diesem Bereich publizierten, ins Gewicht. Jones (1981), North (1988) sowie Landes (1999) haben sich ja eingehend mit dieser Frage befasst. Und damit gelangt man zu dem Ergebnis, dass Finleys Überlegungen im weiteren Sinn doch nicht so falsch waren. Denn den

antiken Gesellschaften fehlten einige wesentliche Voraussetzungen zu einer kapitalistischen, industriellen Entwicklung, wie sie im England des 18. Jahrhunderts am höchsten entwickelt waren. Und diese bestanden aus einer Hochschätzung der Arbeit, welche die christliche Lehre vermittelt hatte, aus dem rationalen, empirisch-naturwissenschaftlichen Denken, das den technischen Fortschritt zur „Routine“ werden ließ, sowie einer egalitären, bürgerlichen Gesellschaft mit doch einem höheren Maß an Rechtssicherheit und Freiheit, als sie in der Antike gewährleistet waren, aus welcher der gesellschaftlich anerkannte kapitalistische Unternehmer herauswuchs. Alle diese Voraussetzungen hatten sich in Europa, und nur in Europa, im Lauf des Mittelalters sowie der frühen Neuzeit entwickelt.

Umgekehrt scheint gerade die europäische Antike für diese Entwicklung von zentraler Bedeutung gewesen zu sein, weil sich hier die wesentlichen Ansätze für diesen Prozess herausbildeten. Eben der individualistische, verantwortungsbereite, freie und initiative Bürger, wissenschaftliches Denken auf breiterer Basis sowie relevante Ansätze eines Rechtsstaates.

Natürlich lässt sich noch eine Reihe von Kleinigkeiten zu dem Text vermerken, die man in einer Neuauflage berücksichtigen könnte. Da fällt zunächst auf, dass kein fremdsprachliches Zitat, ob französisch oder italienisch, übersetzt wird. Dasselbe gilt aber auch für die meisten altgriechischen Zitate oder Begriffe. Eich nimmt offenbar an, dass alle Leser des Griechischen mächtig sind. Der Autor ist offensichtlich Historiker. Er hat sich ökonomische Kenntnisse angeeignet, doch begegnet man oft eigenartigen Ausdrücken. Da sind solche von Marx inspirierte,

wie „Konsumtion“ oder „Kapitalverwertung“, die in der Fachliteratur nicht mehr gebräuchlich sind. „Redistribution“ verwendet er für alle öffentlichen Ausgaben, auch wenn diese einfach zum Kauf von Leistungen dienen. Der Einsatz zusätzlicher Arbeitskräfte führt bei ihm zu „Überschussnachfrage“ nach Gütern. Da gibt es „Preisverläufe“, „Tilgungszinsen“ und Ähnliches mehr. Wiewohl die Arbeit eine Fülle durchaus relevanter Daten enthält, unternimmt der Autor nie den Versuch, diese systematisch und tabellarisch zu ordnen.

Dennoch, ein interessantes und wichtiges Buch, das neue Erkenntnisse vermittelt.

Felix Butschek

Anmerkung

¹ Andreau (1999) 9.

Literatur

Andreau, J., *Banking and Business in the Roman World* (Cambridge 1999).

Jones, E. L., *The European Miracle. Environments, Economies and Geopolitics in the History of Europe and Asia* (Cambridge 1981).

Landes, D. S., *The Wealth and Poverty of Nations* (New York – London 1999).

North, D. C., *Theorie des institutionellen Wandels* (Tübingen 1988).